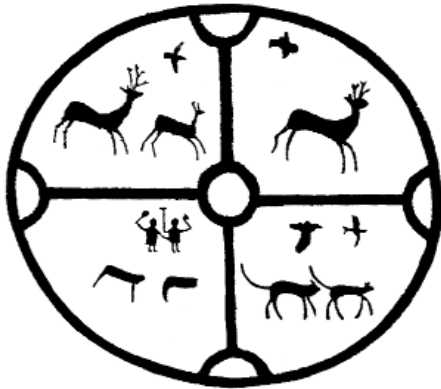


Tatjana Kuschtewskaja  
Meine sibirische Flickendecke

Dokumentarischer Roman

Aus dem Russischen  
von Ilse Tschörtner

Die Gedichte der Autorin wurden  
von Alexander Nitzberg übertragen



Grupello

*Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser*  
Besuchen Sie uns im Internet unter:  
*www.grupello.de*

---

Titel des russischen Originals:  
*Mojo sibirskoje loskutnoje odejalo*  
*Dokumentalny roman*

Abbildungen auf dem Umschlag und im Text:  
schamanische Symbole und Felsenzeichnungen  
aus Sibirien

1. Auflage 2005

© by Grupello Verlag  
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf  
Tel.: 0211-498 10 10 · E-Mail: grupello@grupello.de  
Druck: Müller · Satz & Repro, Grevenbroich  
Lektorat: Sascha Kirchner  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89978-026-4

## Inhalt

Vorwort	9
Erstes Kapitel	15
Zweites Kapitel	61
Drittes Kapitel	93
Viertes Kapitel	123
Fünftes Kapitel	141
Sechstes Kapitel	159
Siebtes Kapitel	169
Achtes Kapitel	184
Epilog	200

»Original: Urbild, Urfassung, Urschrift.«

*Brockhaus Enzyklopädie 1971*

»Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit.

Nichts ist exotischer als unsere Umwelt.

Nichts ist phantasievoller als die Sachlichkeit.

Und nichts Sensationelleres gibt es als die Zeit, in der man lebt.«

*Egon Erwin Kisch*

## Vorwort

Es war nach einer Lesung 1998 in Düsseldorf, als die Tochter von Thomas Mann, Elisabeth Mann Borgese, nachdem sie sich mein Buch über Rußland angesehen hatte, zu mir sagte: »Das Leben schreibt die besten Geschichten.« Davon bin ich selbst von jeher überzeugt. Wahrscheinlich habe ich deshalb mein Leben lang dokumentarische Prosa geschrieben – Reportagen zu Tabuthemen, Porträts, Feuilletons, Essays – und von Jugend an Tagebuch geführt. Mein »Sibirisches Tagebuch« zum Beispiel hat 770 Seiten. Jeder Mensch, glaube ich, wird früher oder später mit dem Gedanken spielen, sein Leben aufzuschreiben, wenn nicht ganz, so doch zumindest teilweise. Tagebücher sind die beste Grundlage dafür. Der Tagebuchschreiber ist darin geübt, Innenschau zu halten und nach den Motiven seines Handelns und Verhaltens zu forschen. Wenn ich die erste Seite meines allerersten Tagebuchs aufschlage, muß ich immer sehr lachen. Warum, fragen Sie?

Zum Schreiben dieser ersten Seite angeregt hatte mich ein Artikel in einer Zeitschrift, mit einem Foto, das eine schöne junge Frau in malerischer Beduinentracht zeigt. Ich schnitt ihn aus und klebte ihn in mein noch leeres Tagebuch. Er enthielt einen aus dem Französischen übersetzten kürzeren Auszug aus einem von ebenjener jungen Frau verfaßten autobiografischen Buch. Ach, wie wünschte ich mir da, genauso gefahrvoll zu leben und eines Tages auf ebenso ungewöhnliche Weise ums Leben zu kommen wie diese Autorin! Ein Finale, wie es der erfinderischste Romanautor nicht erfinden könnte. Jene Frau hieß Isabelle Eberhardt und wurde 1877 als uneheliche Tochter eines aus einer russischen Popenfamilie stammenden Nihilisten und einer Schweizer Senatorsgattin in der Nähe von Genf geboren.

Ab dem zwanzigsten Lebensjahr lebte sie im Nahen Osten. Dort trat sie zum Islam über, trug Männerkleidung, nannte sich Machmud Essadi und war Verfechterin der Frauenemanzipation und der freien Liebe. 1904, mit nur siebenundzwanzig Jahren, ist sie bei einer Überschwemmung in der Wüste ertrunken. In dieser Wüste, am Ufer eines ausgetrockneten kleinen Flußbettes, hatte ihr Haus gestanden. Die Fluten rissen es ein und trugen sie samt ihrem unvollendeten Manuskript davon.

Neugierig geworden durch jenen Artikel, beschaffte ich mir alles, was Isabelle Eberhardt veröffentlicht hatte, und las es voller Bewunderung und Ehrfurcht: *Sandmeere* und *Briefe an drei Männer*.

Damals, jäh erfüllt von dem Wunsch, aus meinem Leben ein einmaliges Glanzstück und Werk der Literatur zu machen, so wie Isabelle Eberhardt, begann ich Tagebuch zu führen. Dieser jugendlich naive Wunsch ist mit der Zeit verfliegen, aber die Gewohnheit des Tagebuchschreibens habe ich glücklicherweise beibehalten.

Vieles von dem, was ich bereits veröffentlicht habe, wurde von dort geschöpft, aus dem Leben, wie es mein Tagebuch spiegelt. Vielleicht ist es wirklich so, daß sich hinter dem Bücherschreiben die geheime Sehnsucht verbirgt, seinem Leben über den Tod hinaus Dauer zu geben. »Schreiben heißt den Tod töten«, sagte Jean Cocteau, ein Gedanke, der mir wie aus dem Herzen gesprochen ist und mich ständig begleitet. Andererseits habe ich den Impuls, meine Zeit in Sibirien in Form eines Romans niederzuschreiben, lange Jahre für eine unstatthafte Versuchung gehalten und unterdrückt. Warum? Schwer zu sagen. Fürchtete ich, mein Atem sei zu kurz, ein Universum auf Papier zu bannen, das ausreichend wahrhaftig, also lebensfähig ist? Oder – mein Leben als Theaterstück und die Menschen darin als zweckdienliche Mimen zu betrachten? »Wer seine Biographie schreibt, hofft auf die postume Mythologisierung seiner Person. Das will ich nicht! Der schreibende Profi unterscheidet sich dadurch vom normalen Menschen, daß es ihm nichts ausmacht, sein Inneres zur Schau zu stellen – Welch ein Exhibi-

tionismus«, notierte ich mit zweiundzwanzig im Tagebuch. Seitdem ist viel Wasser den Berg hinabgeflossen. Heute meine ich, daß es für einen Schriftsteller wichtig ist, über sich selbst zu schreiben, und zwar so erschöpfend, daß anderen kein Raum für Mutmaßungen und Auslegungen bleibt.

Nicht gleich und nicht in einer plötzlichen Erleuchtung, aber nach und nach habe ich den Sinn und das Wesen der Kunst verstehen gelernt. Kunst ist natürlich mehr als das Leben. Daher sollte man dem Drang, über sich und sein Leben zu schreiben, ruhig nachgeben. Schon der Umstand, daß er da ist, gebietet: Tu es, schreibe! Schließlich besteht der Mensch außer aus Fleisch und Blut auch noch aus seinen Worten, Bildern und Phantasien und dem Verlangen, kreativ zu sein. Von allen Künsten ist die Literatur, wie ich sie begreife, als einzige imstande, das Vergangene, eine Welt, die nicht mehr existiert, wiederzuerschaffen. Auch gibt es Literaten, deren Leben ein größeres Kunstwerk ist als das, was sie geschrieben haben. Das der Isabelle Eberhardt beispielsweise.

Rabelais' letzte Worte vor dem Tod: »Schließt den Vorhang, die Farce ist beendet« sind für mich nicht Selbstironie, sondern der Ausdruck eines Bestrebens, das jedem Schreibenden innewohnt – sich als Regisseur eines Stückes zu empfinden, das Leben heißt. Und die Hauptfigur eines auf den Spuren des eigenen Lebens geschriebenen Werkes zu sein, kann es etwas Spannenderes geben?

Nikolai Gogol hat sogar sein Testament noch zu Lebzeiten zu Literatur gemacht (*Aus dem Briefwechsel mit Freunden*, 1847); es beginnt mit den Worten: »Ich verfüge, meinen Körper so lange nicht zu beerdigen, bis er deutliche Anzeichen von Verwesung zeigt.« Als später, im 20. Jahrhundert, sein Grab geöffnet wurde, stellte man fest, daß er gekrümmt auf der Seite lag. Bei seiner Beerdigung mußte er also noch gelebt haben.

Zwei Gründe haben mich zum Schreiben dieses Buches bewogen, ein innerer: um die sibirische Periode meines Lebens für mich selbst zu beleuchten und das Eindrucksvollste daraus festzuhalten, »die Rosinen aus dem Brötchen zu picken«, wie einer

meiner Lehrer zu sagen liebte, und ein äußerer: die Hoffnung, daß das Thema »Sibirien« auch den Leser ansprechen wird.

Hierfür habe ich die Leser in fünf Gruppen unterteilt. Zur ersten Kategorie gehören diejenigen, die sich für Sibirien überhaupt nicht interessieren, zur zweiten diejenigen, die sich von Fall zu Fall für Sibirien interessieren, zur dritten diejenigen, die soviel wie möglich über Sibirien wissen möchten, zur vierten diejenigen, die nach Sibirien reisen wollen, und schließlich zur fünften diejenigen, die schon in Sibirien gewesen sind. Die erste Gruppe als Leser gewinnen zu wollen, halte ich für müßig. Allen anderen sei mein Buch gewidmet.

Lew Kopelew, der das Vorwort zu meinem ersten in Deutschland erschienenen Buch geschrieben hat, sagte mir einmal im Scherz: »Über Sibirien muß man entweder gut oder die Wahrheit schreiben.« So versuche ich denn die Wahrheit zu schreiben. Die Wahrheit über alles mögliche, freilich nicht – oder kaum – über Politik.

In der Tat, die Politik ist in meinem Tagebuch so gut wie ganz ausgespart. Das kommt erstens daher, daß sie mich damals, jung wie ich war, nicht sonderlich interessierte, und zweitens – daß es in den Stalin-Chruschtschow-Breschnew-Jahren viel zu gefährlich war, unverhohlen über politische Ereignisse oder Gespräche zu schreiben. Wer wußte, wem das in die Hände fallen würde! Rußland lebte in einem ständigen Wechselbad, mal war Hitze, mal Eiseskälte, und für unvorsichtige politische Äußerungen konnte man eingesperrt, umgebracht oder zum Wahnsinn oder in den Selbstmord getrieben werden. Nicht von ungefähr wird in den letzten zweihundert Jahren die Rate der Schriftsteller-selbstmorde in Rußland nur noch von der im deutschsprachigen Raum, also Deutschland, Österreich und ein Teil der Schweiz zusammengenommen, überboten.

Mein sibirisches Tagebuch handelt von der sibirischen Periode meines Lebens und enthält Aufzeichnungen zu persönlichen Erlebnissen, zu Personen, die mir nahestanden, und zu Natur und Tierwelt. Meine »Flickendecke« ist eine Decke, die wir Russen aus den Resten abgetragener alter Kleidungsstücke zu nähen

pflegen. Anhand ihrer Flicker kann ich mein ganzes Leben nacherzählen.

Hier, dieser blaue Flicker zum Beispiel gehörte zu einer alten Leinenhose und erinnert mich an ein Fischerdorf an der Küste des Ostsibirischen Meeres. Dort drehten wir eine Reportage über einen Biologen, der den rätselhaften Geruchssinn des Lachses erforschte. Kaum ein Tier auf der Welt hat eine so feine Nase wie der Lachs. Der Lachs wandert Tausende Kilometer durch Flüsse und Ozeane, allein von dem Geruch jenes Fließchens geleitet, in dem er geboren wurde. Während der Dreharbeiten gab der Wetterdienst Sturmwarnung, was hieß, daß die Fischer nicht aufs Meer hinaus durften. Zu unserer Verwunderung versammelte sich aber eine größere Schar von ihnen am Strand. Sie warteten auf den Schamanen, so wurde uns erklärt. Bald sahen wir den Schamanen kommen. Er trug ein magisches Geschmeide aus Zähnen eines Moschustiers um den Hals, hatte eine Trommel bei sich, und an seinem Gürtel hingen Schellen, die im Takt seiner Schritte erklangen. Ehrerbietig wurde ihm Platz gemacht. Er schlug die Trommel und lauschte aufs Meer hinaus, schlug wieder die Trommel und lauschte nochmals, mit aufmerksamer Miene wie ein Klavierstimmer auf den Kammerton. Ich sah ihn von nahem, seine Augen, die schmal wie die eines Luchses waren, funkelten. So ging es mehrmals hintereinander: Er trommelte und lauschte aufs Meer, und plötzlich schien es, als würde das Meer auf ihn lauschen. Es war, als hätten Mensch und Meer eine Verständigung gefunden und gerieten, durch den Trommelrhythmus verbunden, gemeinsam in Ekstase. Nach einer Weile kamen beide wieder zur Ruhe, die Trommelschläge wurden immer leiser und seltener und verstummten bald ganz. »Heute gibt es keinen Sturm«, sagte der Schamane zu den Fischern, »ihr könnt unbesorgt aufs Meer fahren. Ihr werdet einen reichen Lachsfang haben.«

Und dieser rote Flicker hier stammt von einem Käppchen meiner kleinen Tochter. Sie war fünf, als sie es trug. Genauso alt wie seinerzeit ich, als die Kindergärtnerin uns Kinder fragte: »Kinder, wen liebt ihr mehr – die Mama oder Stalin?« und wir im Chor riefen: »Stalin!«

Und dieser Flicker ...

Mein Buch umfaßt die Zeitspanne meines Lebens von ungefähr 1970 bis 1981. Ich sehe mich auf einer Bühne. Um mich herum liegen Flickendecken ausgebreitet. Den einen Flicker hat mir meine Mutter gegeben, den nächsten die alte Jakutin Annä, und die Decke vor mir habe ich selbst genäht. Ich erzähle die eine und die andere Begebenheit, in den Händen die Flickendecke, die von »Großmutter« Annä stammt. Während ich erzähle, fürchte ich ständig, den Augenblick zu verpassen, in dem das Publikum zu gähnen, mit den Füßen zu scharren und sich zu verkrümmeln beginnt. Denn was gibt es Trostloseres, als auf der Bühne zu bleiben, wenn man langweilig geworden ist. In Sibirien heißt es: Gehst du in der Richtung weiter, wo deine Angst wächst, so bist du auf dem rechten Weg.



## Erstes Kapitel

Dezember 1972: »Das Mädchen wird diese Nacht im Schlaf sterben«, sagte, an meinem Bett stehend, die eine Krankenschwester zur andern. Todkrank, mit einer beidseitigen Lungenentzündung, lag ich in dem kleinen Krankenhaus von Lensk. Der jakutische Winter war diesmal besonders tückisch. Bald wütender Wind, bald fünfzig Grad minus. Bei solcher Temperatur verwandelt sich der Schnee auf den Straßen in eine steinharte Eiskruste. Jetzt wurde Lensk auch noch von einem Schneesturm heimgesucht. Der kleine Flugplatz versank unter Tonnen tobenden Schnees. Ich brauchte dringend Penicillin, aber die Krankenhausvorräte waren aufgebraucht, und es gab keinen Nachschub. Von Stunde zu Stunde ging es mir schlechter. Zeitweilig verlor ich das Bewußtsein, und das Fieber gaukelte mir Bilder und Szenen aus meiner Kindheit oder meinem Leben im wilden Norden vor ...

Einmal, in einem eisigen Februar, hielt ich mich mit Freunden in einem Haus am Rande einer Tschuktschensiedlung an der Prowidenija-Bucht auf, und eines späten Abends schlugen die Hunde im Hof an und begannen sich so wild zu gebärden, so zu jaulen und an der Kette zu reißen, daß wir alle, so wie wir waren, in Pulli und Hausschuhen, vor die Tür stürzten. Im Schein des von einem weiten Hof umgebenen Mondes bot sich uns ein überraschendes Bild. An die Müllgrube neben dem Haus, geduckt, mit struppigem weißen Fell und zitternden Lenden, schlichen sich mehrere Schneefüchse heran und machten sich über die Küchenabfälle her. Lebensbedrohlicher Hunger hatte diese schönen Tiere zu uns Menschen getrieben. Bei der Eiseskälte, die die ganze Tundra im Würgegriff hielt, waren die Lemminge, ihre einzige Beute im Winter, in den Höhlen erfroren. Ausgezehrt und entkräftet, suchten sie nun hier ihre Rettung.

»Hol das Gewehr, schnell!« flüsterte mein Freund.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein! Sie sind im Vertrauen auf den Menschen gekommen, wir dürfen sie nicht enttäuschen! Bringen wir ihnen lieber Brot hinaus!«

»Hast du dir nicht immer solch eine Pelzmütze gewünscht?« erwiderte er verwundert und spähte von neuem nach den Füchsen.

»Ich brauche keine Mütze!« brummte ich.

»Bist du noch bei Trost? Sieh doch, wie struppig sie geworden sind durch den Hunger – solches Fell ist nicht mehr zu gebrauchen«, schaltete sich der Hausherr, ein alter Tschuktsche, ein und rief ungehalten etwas zu den Hunden hinüber, um sie zu beruhigen. Aber sie kläfften und jaulten unvermindert weiter.

Ich holte ein kleines Brot aus dem Haus und ging damit vorsichtig auf die Füchse zu. Sie wichen zurück, die Augen ängstlich auf mich gerichtet. Einige Meter vor ihnen blieb ich stehen, brockte das Brot auf den Boden und zog mich wieder zurück. Einer der Füchse, der struppigste, kroch flach geduckt, mit gesträubtem, zitterndem Fell heran, reckte sich nach dem Brot, wobei sein Hals mindestens doppelt so lang wurde, und nahm ein Stück mit den Zähnen auf, ohne die schwarzen Augen von mir zu wenden. Daraufhin wagten sich auch die anderen vor. Als ich die Schneefüchse gierig und wie erlöst fressen sah, kamen mir die Tränen.

Am nächsten Tag sorgten wir für eine bessere Bewirtung der Füchse und kauften eine Menge Brot. Dann reiste ich ab, aber meine Freunde erzählten mir später, auf diese Weise seien im vorigen Winter noch mehr Schneefüchse vor dem Verhungern bewahrt worden. Als der Frost nachließ, kehrten die Tiere in die Tundra zurück.

Jetzt, auf meinem Krankenlager, brauchte ich nur die Augen zu schließen, um den Schneefuchs von damals vor mir zu sehen. Lang ausgestreckt auf dem weißen Schnee, struppig, kommt er so dicht heran, daß ich sein Nackenfell zittern sehe.

»Nur einzeln hingehen, sonst erschrecken sie«, hatte der alte Tschuktsche noch gesagt und sich mir zugewandt: »Am besten gehst nur du. Hock dich sofort hin, damit du sie nicht wie ein

Berg überragst, das würde sie ängstigen. Hock dich hin, wirf ihnen das Brot zu und komm in der Hocke zurück.«

Tatsächlich kamen die Schneefüchse heran und setzten sich vor mir auf die Hinterläufe, so daß ich ihre leidenden Augen sah.

Als ich in dem jakutischen Krankenhaus mit dem Tode rang, sind mir im Fiebertraum die Schneefüchse wie leibhaftig erschienen. Wieder sah ich, wie sie zur Müllgrube schlichen und gefrorene Küchenabfälle verschlangen, und plötzlich begann ich mich mit aller Kraft zu ermahnen, nicht einzuschlafen. Wenn ich einschlafe, sterbe ich, dachte ich verzweifelt.

Nicht einschlafen, nicht einschlafen, nicht einschlafen ... Die Schneefüchse ... die Augen des alten Tschuktschen, unseres Gastgebers ... die Augen des Schamanen ... das Eisloch ... trübe Eissplitter, Nachtdunkel ...

Der Schamane trägt eine Joppe aus Wolfsfell. Mit den Handschuhen, an die Wolfskrallen genäht sind, schirmt er sein Kerzenlicht vor dem Wind ab. Was tut er dort? Er murmelt etwas, immer lauter und eindringlicher wird seine Stimme, und ich begreife, daß er sich angeschickt hat, die Geister zu beschwören. Irgend etwas hält mich davon ab, mich ihm zu nähern. Plötzlich aber ruft er mich. Ich befinde mich mit ihm am Ufer des Eismeers und habe mich hinter einem Eisblock versteckt. Er ruft mich, ohne sich nach mir umzuwenden: »Komm hierher!« Seine Stimme ist gebieterisch und klingt wie ein ungeduldiges, unwirsches Krächzen. Ich gehe zu ihm.

»Sieh in das Loch, sieh hinein!«

Er stößt mich zu dem Eisloch vor uns, und ich erschrecke. Womöglich schubst er dich in das dunkle, brodelnde Wasser, um dich dafür zu bestrafen, daß du ihn verfolgt und beobachtet hast? denke ich entsetzt. Doch er hält mich mit kräftigem Griff am Arm fest. »Sieh hinein!«

Sein Murmeln geht in ein Heulen über, und ich gewahre, daß er die Gestalt einer Toten aus der Tiefe heraufbeschwört. Sie liegt auf dem Rücken, hat die Arme vor der Brust verschränkt und ist nur bis zu den Hüften zu sehen. Da erkenne ich ihr Gesicht. Mir wird heiß, der Schnee scheint sich in glühenden



Wüstensand zu verwandeln und mir die Füße durch die dicken Schuhsohlen hindurch zu verbrennen. Ich weiche zurück und sehe, wie eine Dampfsäule aus dem Eisloch aufsteigt und die Umrisse einer Frauengestalt annimmt. Meine Hände werden eiskalt.

Der Schamane unterbricht sein Murmeln und fragt mich mit strengem Blick: »Was hast du gesehen?«

»Eine Tote.«

»Hast du sie erkannt?«

»Ja.«

»Wer war sie?«

»Ich selbst.«

Ich beginne am ganzen Leib zu zittern.

»Hab keine Angst!« sagt der Schamane. »Verlassen wir diesen Ort. Merke dir aber: Der Tod wird dich holen kommen, wird deiner aber nicht habhaft werden. Eben wäre ich beinahe umgekommen, denn die Kräfte der Unterwelt sind hier sehr stark. Es ist ein Ort der Toten. Ich habe dich daraus befreit, indem ich die Geister bat, dich zu verschonen. Du wirst leben. Du wirst noch lange leben ... lange leben ...«

Ich lag aber im Sterben, röchelnd, glühend vor Fieber und gepeinigt von jenen Worten, die ich am Abend gehört hatte: »Das Mädchen wird diese Nacht im Schlaf sterben.«

Nicht einschlafen, nicht einschlafen, nicht einschlafen! hämmerte es in mir.

Aus einem dunklen Winkel meines Krankenzimmers startete ein Kobold zu mir herüber, klein wie ein Kind, schwarz und bucklig, mit aufgerissenen Augen. Oder nein, es war kein Kobold, sondern dieses seltsame Wesen, das ich einmal in einem Dorf an der Angara gesehen hatte. Es hockte in der Ecke einer dunklen Scheune; ich sah es und lief mit einem Aufschrei ins Haus zurück. »In der Scheune sitzt ein Kobold«, rief ich, »hinten in der Ecke!«

Der Hausherr lachte. Was ich für einen Kobold hielt, war nur der Kadaver eines Moschustiers gewesen, das er tags zuvor erlegt hatte. Haben Sie schon einmal ein Moschustier gesehen?

Etwa einen Meter lang, mit Krallen, langen Eckzähnen und einer Bauchdrüse, die Moschus absondert. Es sieht wirklich schaurig aus, so ein Moschustier. Kein Wunder, daß ich es damals für einen Kobold gehalten habe. Aber hier im Krankenhaus? Wie sollte ein Moschustier in dieses Zimmer gelangt sein? Nein, das kann kein Tier sein, das sind nur die Schatten des dunklen zugefrorenen Fensters ... Wieder verlor ich das Bewußtsein ...

Ich sah mich in der Wüste Kara-kum (»schwarzer Sand«), wo ich meine Kindheit verbracht habe. Es ist furchtbar heiß. Wir Kinder spielen mit zwei zahmen kleinen Schlangen. Auf der Terrasse des Lehmhauses gegenüber sitzt ein ehrwürdiger Greis und trinkt grünen Tee. Hinter seinem Ohr steckt eine große gelbe Rose. Manchmal nimmt er sie, hält sie an die Nase und riecht an ihr. Er trinkt aus einer *Piala*, wie die turkmenischen Tassen ohne Henkel heißen. Henkel an Tassen können Nomaden nicht gebrauchen; ehe man sich versieht, sind sie abgebrochen. Der Greis hält die *Piala* geradezu malerisch graziös in der Hand: der Mittelfinger unterm Boden und Daumen und Zeigefinger um das Gefäß gelegt. Nichts ist bei Hitze so wohltuend wie grüner Tee.

Wie alle Kinder trage ich ein Amulett um den Hals. Es ist eine in Leder eingefasste kleine Spiegelscherbe. In diesem Teil der Wüste gibt es nämlich besonders viele »spuckende Schlangen«, die nicht zögern, einem Menschen oder einem Tier schon aus mehreren Metern Entfernung ihren giftigen Speichel in die Augen zu spucken. Die Turkmenen erklären sich das so: Die Augen blitzen, und das ermögliche den Schlangen trotz ihrer Kurzsichtigkeit, sie auf den Millimeter genau zu treffen. Der Schutz durch das Amulett komme dadurch zustande, daß die Spiegelscherbe heller als die Augen blitzt und die Schlange ablenkt.

Man wird mich womöglich für exzentrisch halten, ich muß aber zugeben, daß ich von klein auf ein Faible für Schlangen habe. Was für schöne, anmutige und gewandte Tiere! Und es ärgert mich immer, wenn ich andere sich darüber verbreiten höre, was für widerwärtige Kreaturen sie seien. Fragen Sie einen beliebigen Menschen auf der Straße, was er über Schlangen

weiß – er wird Ihnen größere Märchen erzählen als zehn Politiker zusammen. All diese Greuel, die Schlangen nachgesagt werden, sind ganz und gar aus den Fingern gesogen, das weiß ich genau. Als Kind, als ich in der Oase Dargan-Ata in der Wüste Kara-kum lebte, habe ich oft mit Schlangen gespielt. Wir liefen stets barfuß, und die Schlangen zogen sich sofort vom Weg zurück, wenn sie uns kommen »hörten«.

Bis heute kann ich giftige Schlangen mit einem Blick von ungiftigen unterscheiden. Ungiftige Schlangen sind hundertmal größer als giftige. Vor einer Schlange nämlich haben wir Kinder uns tatsächlich gefürchtet, einer besonders dicken, die wegen ihrer Schwerfälligkeit nicht wegkroch, sondern gleich angriff.

Zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehört die Beobachtung einer Schlange, die ihr »altes Gewand« abwarf. Sie rieb sich an einem Stein, und die Haut begann sich an den Seiten abzulösen und nach und nach herunterzurutschen. Ich war wie hypnotisiert von den gemessenen, fließenden, spielerisch-eleganten Bewegungen dieses Tiers. Das abgelegte »Hautgewand« hob ich auf und nahm es mit nach Hause. Als ich es näher ansah, stellte ich erstaunt fest, daß sich bei Schlangen sogar die Augen häuten. Dort, wo sich die Augen befunden hatten, war ein dünnes durchsichtiges Häutchen. Diese Schlangenhaut und mein vor »spuckenden Schlangen« schützendes Amulett habe ich viele Jahre wie einen kostbaren Schatz gehütet.

Auch meine Tochter Jana besaß als Kind ein Amulett. Mit ihm hatte es eine besondere Bewandnis.

Im Januar 1974, als der Winter in vollem Gange war und über fünfzig Grad Frost herrschten, habe ich im Lensker Krankenhaus meine Tochter zur Welt gebracht.

Als mein Mann das Neugeborene zum ersten Mal sah, erlebte er eine »kleine Überraschung«. Vorausgeschickt sei, daß er hellhäutig und hellhaarig ist und blaue Augen hat. Ein sibirischer Jäger wie aus dem Bilderbuch. Er trat also ein und sah, wie ich ein Kind stillte, das einen gelblichen Teint und jakutische Schlitzaugen hatte. Können Sie sich sein Gesicht vorstellen? Ich hielt das Baby einer Jakutin im Arm, die keine eigene Milch hatte.

Fast alle jakutischen Säuglinge auf der Station besaßen bereits ein Amulett – meist hatten es ihnen die Großmütter gleich nach der Geburt gebracht; bei dem einen war es ein Stückchen Bergkristall, bei dem andern ein kleines Rentierhorn an einer Schnur, beim dritten ein getrockneter Habichtskopf. Wie mir meine Bettenachbarin, auch eine Jakutin, erzählte, wurden diese Kinderamulette von einer alten Schamanin gemacht, die dabei eine jakutische Göttin anruft und um ihren Segen für das Kind bittet. Durch ein bestimmtes Ritual bekämen die Amulette magische Kräfte, die das Kind vor Krankheiten schützen. Sie gab mir die Adresse der Schamanin, denn plötzlich hatte ich den Wunsch, auch für meine Jana ein Amulett anfertigen zu lassen. Aber die Sache wurde schwieriger, als ich gedacht hatte.

Als ich zu der Schamanin kam, spürte ich sofort, daß sie mir nicht wohlgesinnt war. Zuerst wollte sie nicht einmal mit mir sprechen. Das kränkte mich. Anscheinend reagierte ich etwas zu schroff, denn sie sagte: »Du wirst es noch bereuen, so unehrerbietig mit mir gesprochen zu haben!« und legte mir kurz die Hand auf die Schulter. In der Nacht begann die Schulter zu schmerzen und anzuschwellen.

Ich ging zum Arzt, wandte alle von ihm verschriebenen Medikamente an und hielt mich an seine Ratschläge, aber nichts half. Nach einer Woche suchte ich die Schamanin nochmal auf und bat sie um Verzeihung. Sie hörte mich an und wies mit dem kleinen Finger auf den Hocker auf der anderen Seite des Herdes. Ich nahm ihr gegenüber Platz. Dann beugte sie sich über den Herd und sprach in singendem Tonfall auf das Feuer ein. Später erklärte sie mir, sie habe »Großvater Feuer« gebeten, alle bösen Ränke, die »die Fremde« im Schilde führen könnte, zu durchkreuzen. Sie gab mir ein Gegengift, und binnen kurzem war meine Schulter wieder in Ordnung. Warum ein Gegengift? Auch das hat sie mir später erklärt. Manchmal stecke sich der Schamane eine winzige Stachelkugel unter den Fingernagel, die mit Gift getränkt ist. Dieses Gift wende er an, wenn er jemanden für seinen Unglauben bestrafen will. Es könne Schlaflosigkeit hervorrufen, Verwirrung und Angstzustände oder sogar, je nach

Dosierung, Wahnsinn auslösen. Eines freilich tue der Schamane nie – jemandem Gift ins Essen mischen. Er versuche dem Widersacher nur Leid und Ungemach zuzufügen, indem er ihn mit »giftiger Hand« berührt oder ihm Gift auf den Weg streut.

Die Verletzung und Heilung meiner Schulter ist der Anfang meiner Freundschaft mit der alten Schamanin gewesen. Natürlich hat sie auch für meine kleine Jana ein Amulett gefertigt.

»Deine Tochter wird gesund sein«, sagte sie, als sie es mir überreichte, ein Stück Rentierhorn, auf dessen Schnittfläche die Umrisse eines Vogelflügels eingebrannt waren. »Wenn sie das Amulett immer trägt, wird sie einen ruhigen Schlaf haben und frei von Furcht sein.« Zu meiner Überraschung fügte sie noch hinzu: »Du selbst hast in deiner Kindheit unter einer bestimmten Furcht gelitten. Es war ein Tier, das sie dir eingeflüßt hat.«

Das stimmte. Nur woher wußte sie es?

Das einzige Tier, vor dem ich mich als Kind fürchtete, war das Wildschwein. Damals pflegte mein Vater mit einer Meute Hunde in den *Tugais* (turkmenisch für »Walddickicht«) am Amu-Darja auf Wildschweinjagd zu gehen. So habe ich manches dieser Ungetüme als Beute von nahem gesehen, und ich weiß noch, wie sehr es mir stets vor ihnen grauste.

Die schrecklichste Wildschweingeschichte, die ich jemals hörte, erzählte mir aber Baron von Humboldt später in Deutschland. Mit vollständigem Namen hieß er Hubertus Freiherr von Humboldt-Dacheröden, er war ein Urenkel Wilhelm von Humboldts.

Im Herbst 1999 – wenige Wochen vor seinem Tod – war ich in seinem Haus in Velbert zu Gast, wo er mir aus einem meiner Lieblingsbücher vorlas: Alexander von Humboldts Reisenotizen aus Sibirien. Er war ein hervorragender Erzähler, und auf meine Bitte erlaubte er mir, seine Geschichten auf Band aufzunehmen. Meistens haben wir uns recht zwanglos unterhalten oder einander vorgelesen. Er interessierte sich sehr für Sibirien und stellte mir viele Fragen. Einmal kamen wir auf meine Kindheit zu sprechen, und ich bemerkte, daß ich mich als Kind vor Wildschweinen gefürchtet und überhaupt schon eine Menge

Schauergeschichten über diese grimmigen Tiere gehört hätte. Darauf sagte er: »Wissen Sie, mit Wildschweinen ist einer der tragischsten Unglücksfälle meines Lebens verbunden, an den ich nur ungern zurückdenke ...« Ich bat ihn, mir davon zu erzählen, und nach einigem Zögern willigte er ein.

»Wie das Schicksal es wollte, bin ich im Krieg eine Zeitlang als Generalstabsoffizier in Rußland gewesen. Dort hatte ich zwei Freunde, beide Deutsche. Tagsüber ging jeder seinen Pflichten nach, die Abende verbrachten wir gemeinsam. Meine Freunde waren leidenschaftliche Jäger und gingen jeden Sonntag auf die Pirsch, nie ohne am Abend zuvor die Marschroute ausführlich erörtert zu haben. Aber das Jagdglück ließ sie ständig im Stich. Ich machte mich schon über sie lustig – Dutzende Kilometer am Tag zurückzulegen, ohne ein einziges Stück Beute zu machen, was für ein Fanatismus! Sie hofften jedoch immer von neuem.

Eines Tages beschlossen sie, eine große, zünftige Wildschweinjagd zu unternehmen, und bereiteten sich sorgfältig darauf vor. Diesmal führte sie ihre Route in die Gegend von Woronesch. Sie ließen das Boot am Ufer des Usman' zurück und zogen zu Fuß weiter. Bei der Jagd waren sie immer voll freudiger Erwartung. Sie lachten und scherzten und feuerten sich gegenseitig an, kamen währenddessen aber immer mühsamer vorwärts. Der Wald wurde dicht und dichter, und sie begannen die Baumstämme zu markieren, um wieder zurückzufinden.

Es war früher Morgen, als sie plötzlich ein lautes Geräusch hörten. Zweige und Äste knackten und krachten wie von den Bewegungen eines mächtigen Tiers. Dann wurde es wieder still. Dem Geräusch folgend, gelangten sie auf eine kleinere Lichtung. Da erscholl es wieder. Etwas Unheimliches, Bedrohliches lag in der Luft, und in einer instinktiven Regung brachten sich die beiden in Sicherheit, indem sie auf eine hohe Eiche kletterten und sich in ihr dichtes Blattwerk duckten. Im selben Augenblick brachen drei Schwarzkittel aus dem Dickicht hervor – der eine sehr groß, ein Keiler, über einen Meter lang und wohl mindestens drei Zentner schwer, die anderen kleiner. Sofort legten die Jäger an und brachten sie zur Strecke.

Zu ihrer Verblüffung schienen die tödlichen Schüsse die anderen Wildschweine aber in keiner Weise abzuschrecken, im Gegenteil, immer mehr tauchten aus dem Walddickicht auf. Als der erste Patronenstreifen leergeschossen war, machten die Jäger eine Pause. Ein gutes Dutzend Tierleiber lag bereits auf der Lichtung verstreut, aber unermüdlich drängten andere Wildschweine heran; es war gespenstisch. Es war, als hätten die Tiere den Verstand verloren und ihren Selbsterhaltungstrieb eingebüßt. Die einen stürzten unter den Schüssen zu Boden, mit ihren mächtigen Hauern in die Erde stoßend, die andern reckten grunzend und schnaufend den Rüssel nach oben und rückten gegen die Eiche vor. Die Jäger packte das Jagdfieber, sie schossen und schossen.

Es vergingen Stunden. Inzwischen war schon die ganze Lichtung mit den Leibern erlegter Wildschweine übersät. Die Munition ging zur Neige. Um Kugeln zu sparen, bemühten sich die Jäger, die Tiere gleich mit einem Blattschuß zu treffen. Das änderte aber nichts an der Lage. Für solche Heerscharen von Schwarzkitteln reichte die Munition sowieso nicht aus, mußten sie sich eingestehen. Mit ergrimmt, blutunterlaufenen Augen scharten sich die Wildschweine um die Eiche. Sie hatten erkannt, daß die Gefahr von diesem Baum ausging, und begannen mit ihren Hauern und Klauen die Rinde vom Stamm zu reißen. Kein noch so bedrohliches Gewehrknallen konnte ihre Wut eindämmen.

Die Jäger beschlossen, das Feuer einzustellen und bis zum Morgen zu warten. Sie hofften, die Tiere würden die Zwecklosigkeit ihres Treibens erkennen, sich wieder beruhigen und in den Wald zurückkehren. Die ganze Nacht harreten sie auf dem Baum aus, während aus der Finsternis zu ihren Füßen Schnaufen, Grunzen und Stampfen heraufdrang. Im Morgengrauen, als die ersten Vögel den Tag ankündigten, bot sich ihnen ein erschreckendes Bild. Die Wildschweine hatten den unteren Teil der Eiche völlig kahlgeschält und begannen sich mit den Flanken so wuchtig gegen den Stamm zu werfen, daß der ganze Baum bebte und schwankte.

Unterdessen hielten sich die beiden Jäger vor Augen, was geschehen würde, wenn der Baum umstürzte. Der eine rang sich zu einem Entschluß durch: Er reckte sich nach einem weit ausschwingenden dicken Ast, hängte sich an ihn, wippte kräftig, um Schwung zu holen, und schwang sich auf den Nachbarbaum hinüber. Beschwörend rief er dem Freund zu: ›Komm nach, spring!‹ Der aber konnte sich nicht entschließen und wollte lieber abwarten. Minuten verstrichen. Wie gelähmt starrte er auf das Getümmel unter sich. Schließlich geschah das Befürchtete – die Eiche stürzte um. Als sich der andere von seinem ersten Schreck erholt hatte, sah er, daß die Wildschweine abzogen. Als die letzten verschwunden waren, stieg er vom Baum. Er flehte zum Himmel, sein Freund möge den Bestien noch irgendwie entkommen sein, fand unter den vielen Tierleibern aber nur noch Fetzen zertrampelter Kleidungsstücke.

Mein mit dem Leben davongekommener Freund ist danach viele Monate krank gewesen. Er ist nie wieder auf die Jagd gegangen.«

Ob das eine höhere Rache war für die ewige Lust des Menschen, Tiere zu töten, ohne daß eine Notwendigkeit besteht? Rache für die Mordlust des Menschen?

Dieser Frage und ähnlichen haben mein Gastgeber und ich noch lange nachgesonnen. Kann der Tod eines einzelnen Jägers aber die Schuld aller anderen aufwiegen? Und kann solch ein Tod etwas an einem Leben ändern, das dem Menschen scheinbar wie selbstverständlich erlaubt, Tiere zum Vergnügen zu töten? –

Oft frage ich mich, was mich in meiner Jugend getrieben hat, in den hohen Norden zu gehen. Ich denke, es war meine Unternehmung- und Abenteuerlust. Der hohe Norden hat mich wie ein noch ungelesenes Buch gelockt. Was gibt es dort auch für einmalige, faszinierende Erscheinungen! Nehmen wir nur die weißen Nächte. Wer sie erlebt, dem ist, als wären in ihnen Zauberkräfte lebendig, die bis in seine Träume hineinwirken. Oder das Polarlicht! Sibirien hat etwas, das einen anzieht wie ein Magnet.

Aber allein in Sibirien umherzuziehen ist gefährlich wie nirgends sonst. Gefahren drohen nicht nur durch Tiere, auch vor den Menschen muß man sich hüten. Die Sibirier sind ein besonderer Menschenschlag, in dem sich manch Gutes mit mancherlei Schlechtem paart.

Erklärlich. Im Laufe der Zeiten hat sich in Sibirien ein buntgemischtes Völkchen zusammengefunden. Vor 250 Jahren verfügte der Zar, Diebe und Räuber nicht mehr zu enthaupten, sondern nach Sibirien zu verbannen. Wenig später galt dasselbe auch für Falschmünzer und noch später – sogar für Mörder: Anstatt ihnen Hände und Füße abzuhacken wie bisher, wurden sie nach Sibirien verbannt. Zur selben Zeit war es in Rußland eine übliche Bestrafung, Dieben und Räubern die Nasenlöcher aufzureißen und ein Schandmal auf die Stirn zu brennen; auch sie wurde durch Verbannung nach Sibirien ersetzt. Im 19. Jahrhundert verzeichnete Sibirien einen großen Zustrom an leib-eigenen Bauern, die wegen Unbotmäßigkeit aus ihren Dörfern vertrieben worden waren. Und nicht zu vergessen die *Raskolniki*, die religiösen Sektierer und Ketzer!

Heute wiederum wimmelt es in Sibirien von Landstreichern – dunkle Existenzen, hauptsächlich Personen, die aus den zahllosen dortigen Gefängnissen entlassen wurden.

Vor allem gibt es aber noch die angestammte Bevölkerung. Ich habe in ihren *Tchums* (kegelförmige Stangenzelte) und Jurten gewohnt und ihr Wesen kennengelernt: friedfertig, arbeit-sam, hilfsbereit und offenherzig. Bei ihnen habe ich rohes Rentierfleisch und *Stroganina* (gefrorene rohe Schnitzel von Wildbret oder Fisch) gegessen, frisches Rentierblut (meist mit einem Schuß Wodka) getrunken und an den berühmten Bärenspielen teilgenommen.

Von ihnen habe ich einmal eine Geschichte gehört, die mich so beeindruckte, daß ich mich Hals über Kopf entschloß, ihretwegen eine Reise ins Herz Sibiriens zu unternehmen, die mir eine Lungenentzündung und Krankenlager bescheren sollte.

Stellen Sie sich eine Schar tiefreligiöser Menschen in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts vor, die, erschüttert von dem

gottlosen Treiben der Sowjetmacht, der Schmähung des christlichen Glaubens und der Zerstörung der Kirchen, den Entschluß fassen, in die Taiga zu fliehen. Sie packen ihre karge Habe zusammen, ihre Gerätschaften, ihr Saatgut und die Bibel, und machen sich auf und davon. Dann führen sie in einträchtiger Gemeinschaft ihr frommes Leben in der Weltabgeschiedenheit der tiefen Taiga fort. Sie leben von ihrer Hände Arbeit und von Gebeten. So geht ein Jahr nach dem anderen ins Land.

Und eines Tages im Winter 1943 tauchen drei Männer in fremder Kleidung und mit einer fremden Sprache in ihrer abgeschiedenen kleinen Welt auf.

Ich will versuchen, diese weit zurückliegende außergewöhnliche Geschichte anhand von Zeugenberichten zu rekonstruieren.

Das Jahr 1943. Ein altes Holzflugzeug, ein Doppeldecker vom Typ PO-2, die letzte sowjetische Maschine mit Kolbenmotor, flog durch dichtes Schneetreiben über der sibirischen Taiga. Sie knarrte und ächzte, sackte alle Augenblicke in eine tiefere Luftschicht ab und kämpfte sich mühselig wieder hinauf. Es war, als hätte ihr der Schneesturm hier, über der Angara, aufgelauert und sich ihr mit Triumphgeheul entgegengeworfen.

Das Flugzeug begann so heftig zu schlingern, daß seine Insassen beschlossen, die Notlandung zu wagen. Plötzlich setzte der Motor aus. Die Maschine neigte sich scharf zur Seite und prallte gegen Packeis. Krachend brachen die Tragflächen ab. Schwerfällig holperte das Flugzeug noch ein Stück weiter und kam mit einem Geräusch, das wie ein klägliches Aufwimmern klang, zum Stehen. Die Insassen stiegen, sich gegen die Windböen stemmend, aus und blickten sich benommen um – drei Offiziere in der Felduniform der deutschen Wehrmacht, doch ohne Rangabzeichen. Sie waren aus russischer Gefangenschaft geflohen, indem sie dieses Flugzeug entführten. Daß sein Bordkompaß nicht funktionierte, hatten sie erst nach dem Start bemerkt, und so waren sie auf gut Glück weitergeflogen. Die robuste alte PO-2 hatte den Gegnern stets Furcht eingeflößt. Weil erheblich langsamer als ein Jagdflugzeug, stellte sie ein äußerst schwer zu treffendes Ziel dar. Piloten, die ihre Verfolgung aufnahmen, be-

kamen oftmals Schwierigkeiten mit der Steuerung ihrer Maschine, so daß sie verunglückten.

Jetzt aber lag die zählebige alte PO-2 endgültig zertrümmert am Boden, und die drei machten sich daran, ein Zelt aufzuschlagen und die nötigsten Dinge aus dem Flugzeugwrack zu bergen. Nach kaum einer Stunde war das Zelt bis zum Dach eingeschnitten. Der Sturm tobte zwei Tage lang. Am dritten Tag schnallten sich die Männer ihre Rucksäcke mit den Zeltteilen und der verbliebenen Zwiebackration um und begaben sich auf den Marsch. Elf Tage liefen sie durch die Taiga. Elf lange Oktobertage des Jahres 1943.

Sie liefen schweigend, in Gedanken versunken. An ihren Bärten hatten sich Eiszapfen gebildet, ihre Augen tränkten vor Kälte, ihre Gliedmaßen schmerzten vor Erschöpfung. Die letzten Zwiebackkrümel waren längst aufgezehrt. Taumelnd, sich gegenseitig stützend, setzten die drei Männer ihren Weg fort.

Endlich erreichten sie eine Lichtung mit einer Reihe niedriger dunkler Hütten, die auf dem Schnee aussahen wie auf Papier gekleckste Tinte. Aus der einen trat ihnen ein weißbärtiger betagter Mann in handgewebtem Kittel entgegen. »Friede sei mit euch, gute Leute.«

Der eine der Ankömmlinge, rotbärtig, mit sommersprossigen Händen, konnte ein wenig Russisch. »Wir sind verunglückt«, sagte er. »Könnten Sie uns beherbergen?« Der Alte nickte bedächtig und lud sie mit einer Geste ein, ins Haus zu kommen. Er fragte nichts und schien sich überhaupt nicht zu wundern, daß sich die drei in einer fremden Sprache verständigten. Nach und nach fand sich die ganze Nachbarschaft in der Hütte ein. – »Wer seid ihr?« fragte der Rotbärtige, und der Hausherr begann bereitwillig von seinem und seiner Nachbarn Geschick zu erzählen.

1921 wurde in Irkutsk die Grabstätte des heiligen Innokenti im Himmelfahrts-Kloster geschändet und die Kirche der Gottesmutter von Tichwin niedergerissen und zu Brennholz zersägt. Da flohen sie in die tiefe Taiga, um hier in Weltabgeschiedenheit und Frömmigkeit, bei Arbeit und Gebet ihr Leben wie

ehedem weiterzuführen. »Mit Gottes Hilfe haben wir uns ein neues Zuhause geschaffen«, schloß er seinen Bericht.

Der zweite der drei Fremden, groß und hager, mit dunklem Haar, flüsterte dem Rotbärtigen auf deutsch zu: »Deutschlands Sieg ist nicht mehr weit. Wir sollten solange hier bleiben, in jedem anderen Ort würden wir sofort verhaftet.« Der dritte, mit blauen Augen, deutlich jünger als die andern, schwieg niedergeschlagen. So geschah es, daß die verborgen in der Taiga lebende kleine Christengemeinde drei Mitglieder hinzugewann. Sie wurden freundlich aufgenommen. Eine Greisin mit weißem Leinenkopftuch maß sie allerdings mit bekümmelter Miene und sagte aufseufzend: »Gott im Himmel! Mit diesen Fremden hast du uns eine Prüfung gesandt. Werden wir sie bestehen?«

Als 1958 die Sowjetmacht auch zu dem kleinen Taiganest vordrang, traten ihren bewaffneten Abgesandten mehrere bärtige Männer entgegen, alle gleichermaßen gelassen und freundlich. Sie unterschieden sich in Aussehen und Kleidung nicht von den übrigen Dorfbewohnern. »Friede sei mit euch, gute Leute!« sagte einer von ihnen mit kaum merklichem Akzent. – Nach einiger Zeit, auf Gebot der Behörden, mußte die kleine Taigagemeinde in den nächstgelegenen Kolchos umsiedeln. So bekam das Dorf Sawino an der Angara neue Einwohner, regsame, fromme Leute, die später die kleine Holzkirche zu Ehren des heiligen Innokenti wieder instand setzten.

Einmal nach Sawino zu gelangen, das habe ich mir jahrelang gewünscht. Unbedingt wollte ich mit eigenen Augen und Ohren herausfinden, was Dichtung und was Wahrheit an dieser Geschichte war.

Das Leben hatte die drei Deutschen, die unter so seltsamen Umständen in die Taiga geraten waren, in Verhältnisse geworfen, die ihnen um ihres Überlebens willen aufgaben, sich einen festen seelischen Halt zu schaffen. Wie war es ihnen gelungen? Und wie trug es sich zu, daß keiner sie denunziert hat, als die Sowjetmacht kam und sie und die ganze Gemeinde nach Sawino umsiedelte, um sie im Auge behalten und nach ihren Bedürfnissen umerziehen zu können?

Anfang Herbst 1972 bot sich mir überraschend eine Gelegenheit zu dieser Reise. Es war allerhöchste Zeit, denn Sawino stand kurz davor, durch das neue Wasserkraftwerk bei Bogutschany überflutet zu werden, was bedeutete, daß die kleine Taigagemeinde, nun in Sawino ansässig, abermals ihr Hab und Gut würde zusammenpacken müssen. Wie hätte ich sie da wiederfinden sollen? Darum tat ich mich nach einer Reisegesellschaft oder Expedition um, der ich mich anschließen könnte, denn allein in Sibirien umherzuziehen war 1972 noch zu gefährlich.

So kam es, daß ich mich bei Geodäten, die eine Landvermessungs-Expedition planten, als Hilfskraft bewarb. Geodäten, müssen Sie wissen, zeichnen sich durch besondere Eigenschaften aus. Äußerlich nicht anders als das übrige Taigavolk, Geologen, Forstarbeiter, Jäger, Wildhüter (Stiefel, über die derben dunklen Hosen gezogen, langärmeliges Hemd, auch aus derbem Stoff, ausgebleichenes Käppi, gelegentlich noch eine wattierte Jacke und ein Gewehr) – sind sie doch auf einen Blick zu erkennen. Ihre Kleidung und Ausrüstung ist in einer Weise ordentlich, wie es sich unter Taigaverhältnissen nicht besser denken läßt. Wenn der Geodät seine Feldtasche öffnet, strahlt einem die Ordnung einer Ministeriumskanzlei entgegen: die Bleistifte scharf gespitzt, die Arbeitshefte ohne das kleinste Fleckchen oder Eselsohr. Seine Hände sind von makelloser Sauberkeit, seine Fingernägel penibel geschnitten ... Während man den Matrosen am Gang erkennt und den Soldaten an der Haltung, erkennt man den Geodäten an seiner Ordnungsliebe.

Haben Sie schon einmal das Wahrzeichen des Geodäten gesehen? Ein drei- oder vierbeiniges Gerüst in der Art eines Hochstandes, dessen Höhe unterschiedlich sein kann und manchmal sogar bis zu fünfzig Meter mißt. Auf seiner Plattform steht ein Tischchen für die Meßinstrumente. Der Geodät steigt über eine Leiter auf die Plattform hinauf, baut seine Instrumente auf und richtet sie aus, peilt irgendeinen vorgegebenen Punkt an und notiert die Meßwerte in seinem Heft.

Einmal habe ich es mir nicht nehmen lassen, auch auf den Hochstand zu steigen. Was für ein Wind, du lieber Himmel,

sowas von ungemütlich! Dazu eisiger Nieselregen. Die Plattform nur wenige Quadratmeter groß und ohne Geländer. Schleunigst machte ich mich wieder davon. Der Geodät indes muß es bei jedem Wetter dort aushalten und dabei noch mit höchster Präzision arbeiten, d. h. den Winkel zu anderen Landschaftspunkten messen, ohne sich auch nur um einen Zentimeter zu vertun. Und das Ergebnis fein säuberlich notieren.

So entsteht eine geodätische Karte, dieses so wichtige Utensil aller Geologen und Naturforscher. In der jakutischen Stadt Mirnyi sah ich eine Säule, auf der zu lesen war: soundsoviel Kilometer bis Moskau, soundsoviel bis Paris. Das haben Geodäten mit ihren akribischen Messungen ausgetüfelt.

Einen aus dieser Zunft, Sascha Jakowlew, ein ernsthafter, beruflich engagierter junger Mann, lernte ich in Mirnyi kennen. Er suchte gerade Helfer für seine Expedition. Mich versuchte er allerdings erst einmal abzuwimmeln: »Nichts für Mädchen!« Da er aber vergeblich suchte – die einen erwiesen sich als hoffnungslose Trinker, den andern paßten die Termine nicht –, kam er auf mich zurück. Wir waren zu dritt: er selbst, Expeditionsleiter, Aljoscha, Praktikant der Geodäsie, und ich, alle unter dreißig und voller Lust, sich den Taigawind um die Nase wehen zu lassen. Die Expedition hatte die Aufgabe, die geodätische Karte für das künftige Wasserkraftwerk bei Bogutschany an der Angara und das künftige Überflutungsgebiet mit den Taigadörfern Tuschama, Jedarma, Ussolzewo (auf der Angara-Insel Ussolzewski), Aksjonowo-Frolowo, Panowo, Nedokura und Sawino zu präzisieren. Sawino! Welch einmalige Chance, zu »meinen Deutschen« zu gelangen!

»Bogutschanskaja«, so wurde damals das vierte Wasserkraftwerk der Angara-Kaskade liebevoll von den Sibiriern genannt. Sein Bau an der Kodinskaja Saimka war bereits im Gange. Im Hafen von Ust'-Ilimsk sah ich, wie über den Schiffen, die nach Bogutschany fuhren, pausenlos die Kräne kreisten. Jeden Moment konnte die *Schuga* (das Eis) kommen, und die Lieferungen für Bogutschany mußten noch unter Dach und Fach. Damals hieß es in allen Zeitungen, bei Bogutschany werde eine

Stadt mit 200.000 Einwohnern entstehen, die beim Wasserkraftwerk und bei verschiedenen anderen Betrieben Arbeit und Auskommen fänden.

Aus meinem Tagebuch, Herbst 1972: »Manchmal geriet unser Kutter in eine Windzone, da wehte der frische Atem der Taiga zu uns herüber. Die Vulkanhügel traten auseinander, und wir hörten fernes Hundegebell. Das erste Dorf war Tuschama, das zweite Jedarma, beide am Fluß gelegen. Die Hütten standen einander zugewandt in zwei Reihen. Und über dem Ufer mit seinen Hütten, zum Norden hin, hingen die weißen Zotteln des Polarlichts. Sie schienen auf die Erde, auf die Vulkanhügel und die Uferböschung, herabzusinken und in das dunkle Wasser zu tauchen.«

Wir betraten die vorderste Hütte. »Wer seid ihr? Die Überflutungskommission?« fragte, uns entgegenkommend, eine junge Frau, deren Gesicht wir schon hinter den Geranien im Fenster gesehen hatten. Zu der Hütte gehörte ein Hof mit Scheune und *Staiika* (Stallungen mit Heuboden). Ein Ofen unterteilte den Wohnraum in zwei Hälften, der Fußboden war mit handgewebten Läufern bedeckt. Hinterm Ofen hörten wir ein Ächzen. »Die Mutter meines Mannes«, erklärte uns die junge Frau. »Sie ist alt und sehr krank. Ständig sagt sie: ›Ich will nicht weg, ich will hier sterben.««

Aus dem Tagebuch: »Herbst, Oktober, erste Fröste. Über Nacht sind die Rinnsale am Ufer vereist. Sternklare kalte Nächte. Wir saßen am Feuer und zählten an den Sternschnuppen ab, ob wir unsere Arbeit schaffen würden. Am Morgen brach die Sonne durch, die dünne Eisschicht der Rinnsale taute, und die Auerhähne ließen sich am Wasser nieder, um Kieselsand zu picken.

Dann ging es mit dem Boot flußaufwärts. Freilich, ›ging es‹ ist nicht das rechte Wort. Wir zogen das beladene Boot wie Wolgatreidler hinter uns her. Sackten auf Schritt und Tritt im Morast ein, oft bis zu den Knien. Der Morast war wie zähflüssiger Kleister und wurde an den Hosen überhaupt nicht mehr trocken. Nach zwei Kilometern war ich schweißgebadet und

hatte nur noch den einen Gedanken: wozu dieser ganze Quatsch! Nur die Aussicht auf Sawino tröstete mich.«

Etwa einen Monat lang haben wir vor Ort gearbeitet. Es war eine anstrengende, eintönige Arbeit. Ich war Mädchen für alles, mußte Geräte schleppen, den vierbeinigen Hochstand errichten helfen, im Dorf Lebensmittel einkaufen und kochen.

Aber ich lernte hier eine Menge dazu, so zum Beispiel, wie man aus *Iwan-tschai* (St. Antoniuskraut) Salat und Tee macht oder ein besonders schmackhaftes Fischgericht zaubert: Der ganze Fisch, ausgenommen und gesalzen, wird in große frische *Iwan-tschai*-Blätter gewickelt und in die heiße Asche des erloschenen Feuers gelegt. Nach vierzig Minuten kann aufgetragen werden.

Ich lernte auf Taiga-Art Kartoffeln backen: Man schütte sauberen Ufersand in einen Blecheimer, lege die Kartoffeln hinein und häufele glühende Kohle rund um den Eimer. Nach einer Stunde sind die Kartoffeln gar.

Auch lernte ich, wie man Zucker und Lebensmittel vor Ameisenbefall schützt. Man braucht nur um den Rucksack, in dem sie verstaut sind, einen schmalen Streifen Holzasche zu streuen – keine Ameise der Welt würde sich über diesen Bannkreis hinwegwagen.

Ich lernte, wie man auch bei Feuchtigkeit mühelos ein Feuer entfacht: ein ölgetränktes Stück Papier in eine Konservendose stecken und anzünden; das hartnäckige Flämmchen wird jedes Holz zum Lodern bringen.

Schließlich lernte ich, wie man in kalter, feuchter Luft seine Sachen trocken bekommt: eine Plane auf der Windseite vor das Feuer spannen und die Sachen in der erwärmten Luft zwischen Feuer und Plane aufhängen.

Heute weiß ich (auch das habe ich in der Taiga dazugelernt): Vor Antritt einer Expedition oder längeren Wanderung muß man sich mit Streichhölzern eindecken, die in flüssiges Wachs oder Paraffin getaucht worden sind. Die so präparierten Hölzer werden sich auch bei Regen anzünden lassen.

In meinem Tagebuch aus dieser Zeit steht eine Notiz, die eine Kette von Erinnerungen in mir wachruft: »Aljoscha (der Prak-



tikant) nahm mich zur Jagd mit. Als wir starteten, hatte er sich vorgenommen, nach Feierabend Wildenten zu jagen. Die Zeit dafür ist günstig – Anfang Oktober. Um die Enten »vom Himmel zu locken«, benutzte er eine Trillerpfeife für Kinder.«

Für die Jagd hatte er an einem See einen Hinterhalt gebaut, und eines Abends legten wir uns dort auf die Lauer. Zwar wurde es keine reiche Beute, aber ein paar Enten zu erlegen ist ihm geglückt; mit den Beinen nach oben schwammen sie im Wasser.

Eben wollten wir unsere Jagdtrophäen einsammeln und ins Dorf zurückkehren, da sahen wir einen Schneehasen auf einer sandigen Stelle am See sitzen. Ich wußte seit meiner Kindheit, daß Hasen wasserscheu sind und nur sehr ungern schwimmen. Bei den Frühjahrsüberschwemmungen pflegen sie sich auf Baumstümpfe zu flüchten und nicht eher von dort zu weichen, bis ihnen das Wasser an die Pfoten schwappt. Einmal habe ich einen Hasen sogar in einem Baum gesehen. Als das Hochwasser kam, war er auf einen dicken Ast gesprungen und dort dann tagelang sitzen geblieben. Die ganze Rinde ringsum war schon abgenagt. Freiwillig springt der Hase erst ins Wasser, wenn ihm ein Raubtier oder ein Jagdhund an den Fersen hängt, heißt es unter Jägern.

Unser Schneehase war anders geartet. Er hoppelte seelenruhig ans Wasser heran, sprang mit einem Satz hinein, schwamm an die fünfzig Meter, kehrte an Land zurück und wälzte sich im Sand, nahm sozusagen zuerst ein Wasser- und danach ein Sandbad. Dann schlug er sich in die Büsche. Wir staunten. Was ein sibirischer Hase so alles kann!

Wieder im Dorf, setzte ich mich hin und schrieb den ganzen Rest des Abends Tagebuch, erzählte von dem mutigen Hasen, von Jäger Aljoscha und seiner kuriosen Lockpfeife, von der Taiga und meinen durchgelaufenen Schuhen. Außerdem davon, wie schön es ist, einem fremden Menschen zu begegnen, mit dem einen sofort eine Freundschaft verbindet.

»Jeder von uns hat Verwandte und Anverwandte, Freunde, Bekannte und Kollegen«, schrieb ich. »Mir war das immer zu

wenig, stets sehnte ich mich nach neuen Begegnungen, nach irgendeinem »sympathischen Unbekannten«, der mir unversehens zum besten Freund wird. Daher mache ich so gern Reisen. Plötzlich tritt dir aus der anonymen Menge von 144 Millionen Russen ein lebendiger Mensch entgegen, und du unterhältst dich mit ihm, kannst dich gar nicht genug mit ihm unterhalten. Und alles, was dich bewegt, dich beglückt oder quält, worüber du dir Gedanken machst, wäre diesem Menschen wichtig und interessant. Welche Freude würde man daraus beziehen, welche eine Belebung der Gefühle!«

So ist es mir mit Sascha Jakowlew ergangen. Eine wunderbare Freundschaft und gegenseitiges Verstehen vom ersten Augenblick unserer Begegnung an!

Einmal fragte er, was ich abends immer in mein dickes Heft schriebe. »Ich führe Tagebuch«, gestand ich. Ich sei der Meinung, erklärte ich, daß man alles Interessante, was einem im Leben begegnet, aufschreiben muß, ganz egal, ob es publiziert wird oder nicht. Damit man, wenn das Schicksal die Pforte öffnet und sagt: »Gib mir was!«, einen Packen Geschichten, die einem das Leben diktierte, zur Hand hat: »Nimm!« So verhält es sich nicht nur mit Geschriebenem, sondern mit allem, was wir im Leben treiben. Wir müssen etwas tun, tun, tun, mit Hingabe und ganzer Seele, ohne dabei nach Geld, Ruhm oder Verständnis zu schießen. Dann wird das Schicksal seine Pforte öffnen.

Sascha hörte aufmerksam zu, und der Ausdruck seines feinen Gesichtes sagte mir, daß er etwas erwog. Dann holte er ein kleines Zellophanpäckchen aus seinem Rucksack. Es enthielt Fotos. Sein Vater, seine Mutter, er selbst und ein bildschönes junges Paar. Wer waren die beiden? Sie in Weiß, er in der Uniform der Weißen Garde, den Rangabzeichen nach Offizier. Auf der Rückseite das Datum »Juli 1917«.

Sascha erzählte, und bald wunderte es mich nicht mehr, daß er im Flüsterton sprach: »Das sind Irina, eine Kusine meines Vaters, und ihr Verlobter. 1917 haben Tschekisten sie zusammen aus dem Zug geholt und ihn erschossen. Ihr gelang es, nach

Paris zu emigrieren, wo sie einen Grafen geheiratet und seitdem Irène de Ternier geheißen haben soll. Das hörten wir von einer Bekannten meines Vaters, die auch nach Paris emigriert war, dann nach Rußland zurückgekehrt und dort spornstreichs verhaftet und in ein Lager gesteckt worden ist. 1926 wurde in Paris gemunkelt, Irène de Ternier habe sich in einem Café erschossen.« Sascha seufzte und schloß traurig: »Aus Liebeskummer wahrscheinlich.«

»Näheres wißt ihr darüber nicht?« fragte ich.

»Vater versuchte oft, mehr in Erfahrung zu bringen, hat aber Angst«, antwortete Sascha. »Sein Vater, mein Großvater, ist damals mit der ganzen Familie nach Sibirien gezogen, zu entfernten Verwandten seiner Mutter. Das war ihre Rettung. Im Fragebogen hat er auf die Frage ›Haben Sie Verwandte im Ausland?‹ immer mit Nein geantwortet.«

Ach, Sascha, Sascha! Viele Jahre später bin ich auf eine Publikation gestoßen, in der von einer jungen Russin, ihrem schrecklichen Geheimnis und ihrer noch schrecklicheren Rache die Rede war. Schon wollte ich den Artikel wieder weglegen – da stutzte ich bei dem Namen: Irina Jakowlewa! Stop! Das mußte ja dieselbe Irina sein, von der Sascha in der Taiga gesprochen hatte! Mein Gott, wo mochte er jetzt sein? Ob er das auch schon gelesen hatte? Und ob er das Foto aus seinem Familienalbum noch besaß?

Warum möchte ich diese Geschichte hier erzählen? Nicht auf den ersten Blick, aber mittelbar hängt sie durchaus mit Sibirien zusammen. Die Jakowlews hatten sich vor der Revolution in St. Petersburg niedergelassen, sind aber Sibirier seit Generationen, das heißt »Sibirjaken«. Und Sibirjaken, verglichen mit anderen Russen, zeichnen sich durch einen besonderen Charakter aus.

Sibirier ganz allgemein sind Menschen, die in Sibirien leben. Sie können verschiedenster Herkunft sein. In Sibirien selbst werden sie aber grundsätzlich in »Sibirjaken«, echte Sibirier, und »Zugereiste« unterschieden. Und dies nicht von ungefähr. Ein Zugereister kann Jahrzehnte in Sibirien verbracht haben, ohne Sibirjak geworden zu sein. Wie weit es auf ihn »abfährt«,

hängt von ihm selbst ab. Der Sibirjak ist wortkarg, zuverlässig, ausdauernd, unbeirrbar, großzügig und geistig rege. Er gestattet sich keine Schwäche, keine Feigheit, ganz zu schweigen von Untreue und Verrat.

Was macht die Stärke und die Schwäche des russischen Charakters aus? Wir Russen sind Menschen der Extreme. Einerseits ist da die schon sprichwörtlich gewordene russische Großmut. Diese Eigenschaft hat uns nicht mal das engherzige Regime der Sowjetmacht austreiben können. Ich habe schon viele Deutsche, die im und nach dem Zweiten Weltkrieg in sowjetischer Gefangenschaft waren, sagen hören, die Russen ihrer Umgebung seien ausgesprochen gut zu ihnen gewesen. Lassen Sie mich einen von ihnen zitieren: »Alle Arbeiter, besonders die Frauen unter ihnen, ließen immer wieder durchblicken, daß sie uns für bedauernswert und hilfs- und schutzbedürftig hielten. Oft kam es vor, daß sie unsere Kleidung und Wäsche mit nach Hause nahmen und gewaschen, geflickt und gebügelt wiederbrachten oder uns was zu essen zusteckten. Am meisten erstaunte uns dabei, daß sie selber in tiefster Armut lebten – wäre das nicht Grund genug gewesen, uns, immerhin ihre einstigen Feinde, die kalte Schulter zu zeigen?«

Eben das ist das Besondere an der russischen Großmut. Wenn ein satter, begüterter Mensch andere in Form einer Mildtätigkeit unterstützt, wird sein Wohlergehen keinen Abbruch erleiden. Wieviel höher ist es daher zu bewerten, wenn jemand, der selber nichts hat und selber darbt, den letzten Bissen sich vom Munde abspart oder den eigenen Kindern vorenthält und ihn einem anderen gibt – und dies nicht, weil dieser andere Deutscher, Spanier, Italiener oder Russe, sondern weil er ein Mensch in noch größerer Not ist.

Andererseits haben wir Russen die merkwürdige Gabe, uns an jedem Punkt von Raum und Zeit Beziehungshöllen zu schaffen. Unserer Psyche eignet ein besonderes Verhältnis zum Bösen. Anstatt das Böse strikt zu meiden, neigen wir dazu, es bis zum bitteren Grund »auszukosten«. Wissen Sie, was russischer Optimismus ist? Erst wenn du die äußerste Grenze der Ver-

zweiflung überschritten hast, kommt das Ufer der Freude in Sicht. Eher nicht!

Dostojewski sagte, in der russischen Frau vereinten sich die besten Eigenschaften des russischen Volkes. »Es lebe die russische Frau!« rief er aus. »Es gibt nichts Schöneres in unserer russischen Welt als ihre uneingeschränkt hingebungsvolle Liebe.« In der Tat, die russische Frau stellt nachgerade eine nationale Errungenschaft dar.

Manchmal geschieht es aber, daß eine Russin, der schweres Leid zugefügt wurde, extrem reagiert und damit Opfer und Täter zugleich werden kann, etwa so wie im weiteren Verlauf unserer Geschichte. Natürlich muß hier mitbedacht werden, daß Irina Jakowlewa adlig war. Der russische Adel hat stets nach einem bestimmten Ehrenkodex gelebt, der vom einzelnen erwartete, seine Taten nicht ihren praktischen Folgen, sondern ihrem moralischen Sinn nach zu erwägen.

Wenn ich über Rußland und den russischen Charakter nachdenke, fällt mir meistens ein Ausspruch von Churchill ein, der lautet: Rußland, das ist ein Bilderrätsel, gehüllt in das Geheimnis im Innern eines Mysteriums. –

Womit hatte Saschas Erzählung geendet? In Paris begegnete Irina Jakowlewa, nun Irène de Ternier, einer ehemaligen Mitschülerin aus ihrem Petersburger Gymnasium wieder, die auch emigriert war. Und diese Frau hat später, nach ihrer Rückkehr aus den Stalinschen Lagern, Saschas Vater von Irinas letzten Tagen berichtet. Ihr Bericht fiel allerdings äußerst karg aus.

Im einzelnen war es so: An einem Junimittag des Jahres 1926 betrat eine schöne junge Frau in schwarzem Kostüm ein Pariser Café. Sie bestellte einen edlen Wein, trank ein Glas und bat um die Rechnung. Kaum hatte sich der Kellner ein paar Schritte von ihrem Tischchen entfernt, zog sie einen Revolver, und es fiel ein Schuß. Der Kellner eilte zu ihr zurück. Sie war tot. In ihrer Handtasche wurde eine Visitenkarte gefunden, auf der »Irène Comtesse de Ternier« stand.

Tatsächlich war ihr Verlobter, der Offizier der Weißen Garde Nikolai Arakelow, 1917 erschossen worden. Vier Tschekisten

holten das junge Paar aus dem Zug, führten Nikolai zu einem toten Gleis und schossen ihn vor ihren Augen nieder. Irina floh über Odessa nach Paris. Dort heiratete sie wenig später François Comte de Ternier, einen Pariser Salonlöwen.

Auf Bitten seiner jungen Frau machte es sich der Graf zur Gewohnheit, Vertreter der sowjetischen Botschaft zu seinen Empfängen einzuladen. Und in einem dieser Vertreter erkannte Irina Jakowlewa alias Irène de Ternier einen der vier Mörder ihres einstigen Verlobten wieder. Er hieß Sergejew. Sergejew seinerseits erkannte sie deshalb nicht, weil er bei seiner Mordtat betrunken gewesen war. Zunächst ging es Irina darum, die Namen der drei Mittäter herauszufinden. Wie es anstellen? Sie tat einen Verzweiflungsschritt und wurde Sergejews Geliebte.

Eines Tages fragte sie ihren Geliebten geradeheraus, ob er einen Menschen töten könne. Sergejew begann sich nichtsahnend seiner Heldentaten im Bürgerkrieg zu rühmen. »Das meine ich nicht«, entgegnete sie. »Krieg ist nun mal Krieg – auf dich wird geschossen, und du schießt auch. Nein, einfach so – einen Menschen, der sich in deiner Gewalt befindet und dich um Schonung bittet, an die Wand zu stellen und zu erschießen. Töten, weil man stark, stärker als alles Mitleid ist, das nenne ich Charakter!« Sergejew, obwohl irritiert, ließ sich dazu hinreißen, ihr ausführlich zu schildern, wie er und seine Kameraden einst auf dem kleinen Bahnhof N. einen verkleideten Offizier faßten und töteten, ohne sich von seinen Bitten, ihn zu verschonen, beeindruckt zu lassen.

So ermittelte Irina Jakowlewa die Nachnamen von noch zwei der vier Täter: Malzew und Tuschkewitsch. Beim vierten konnte sich Sergejew nur an den Vor- und den Vatersnamen erinnern: Stepan Nikolajewitsch. Darauf führte sie ein Gespräch mit ihrem Mann. Sie erklärte ihm, kurz vor der Flucht habe sie einen großen Teil ihres Familienschmucks gegen eine hohe Summe bei Bekannten versteckt und einen kleineren ihrer taubstummen Kinderfrau, an deren Zuverlässigkeit nicht zu zweifeln sei, in Verwahrung gegeben. Das war zwar geschwindelt, konnte aber als hinlänglich glaubhafter Vorwand für eine Reise in die Sowjetunion dienen.